

ballesterer

Fußballmagazin

5,90 €
6,90 (D),
SFr. 11 (CH)



- ⓪ Toleranz in Schweden
- ① Christian Ilzer bei der Austria
- ①① Diego Maradona im Film
- ①①① Vorwärts Steyr im Buch

Warten auf das Wunder von der Weser

WERDER BRENNEN

9 12007 349006 6



VORSPIEL

SV WERDER BREMEN

- 7 ANSTOSS
- 8 TEAMKADER
PRESSECORNER
- 9 IN DER MIXED ZONE
ZAHL DES MONATS
PFIFFE UND APPLAUS
- 10 KURZMELDUNGEN
- 12 LACHEN MIT DEM ORF
IM WAPPENKAMMERL
- 13 TERMINE
VOR 131 JAHREN
- 14 TAKTIK TOTAL

- 16 THIS IS OSTERDEICH
Ein Spaziergang durch Bremen und die
Werder-Geschichte
- 25 FÜR IMMER WESERSTADION
Fans protestieren gegen die Umbenennung
- 26 „HIER IST VIEL GEWONNEN WORDEN“
Klaus Allofs über sportliche und spielerische Erfolge
- 30 GRÜN UND ROT
Werder und das Bremer Rathaus



Chronisch



Text: Mareike Boysen

Unter Otto Rehhagel gewann der SV Werder Bremen 1992 den Cup der Cupsieger. 2010 hat sich der Klub zum letzten Mal für einen europäischen Wettbewerb qualifiziert, 2016 wäre er beinahe abgestiegen. Dank Florian Kohfeldt trauen sich einige Werder-Fans wieder, auf Wunder zu hoffen.

bescheiden



Im Oktober 2012 wandte sich eine Kundin der Bremer Straßenbahn-AG an die Regionalpresse. Einige der Uhren an den Bahnsteigen auf dem Hauptbahnhofsvorplatz gingen seit Monaten falsch, schrieb sie. Das Sorge bei den Fahrgästen für Irritationen. „Es sind relativ alte Uhren“, erklärte ein Sprecher des Unternehmens. Man werde sich der Sache annehmen und diejenigen Exemplare, die aus dem Takt geraten seien, mit roten Balken als defekt kennzeichnen. Eine Reparatur halte er für wenig sinnvoll. „Die große Bahnhofsuhr ist die maßgebende Uhr, und die zeigt die richtige Zeit an“, zitierte der *Weser-Kurier*.

Wer dieser Posse Ungewöhnlichkeit unterstellt, hat, davon ist auszugehen, Bremen noch nicht kennengelernt. Solange ihre Bewohner denken können, ist die dringendste Mangelware in der norddeutschen Großstadt das Geld. Als Zwei-Städte-Staat verzeichnen Bremen und Bremerhaven seit Jahrzehnten die höchste Pro-Kopf-Verschuldung der Bundesrepublik, 2012 wurde erstmals die 30.000-Euro-Grenze überschritten. Die Arbeitslosenquote ist mit knapp zehn Prozent doppelt so hoch wie der deutsche Durchschnitt. Größenwahn ist in der Hansestadt, die jahrhundertlang vom Handel lebte, inzwischen verpönt, Geduld und Bescheidenheit sind Pflicht. Spätestens seit dem Untergang der Werften in den 1980er und 1990er Jahren hat sich eine Erkenntnis ihren Weg in die Gemüter gebahnt: Das wichtigste Exportgut des Wirtschaftsstandorts Bremen ist sein Fußballverein.

SIEGE UND IDENTITÄT

„Die Erfolge von Werder Bremen ermöglichen es uns, das Gefühl zu überwinden, zu den Versagern zu gehören“, sagt Sozialpsychologe Gerhard Vinnai, emeritierter Professor der Universität Bremen und Autor des Buchs „Fußballsport und Ideologie“. In der Ewigen Tabelle der Bundesliga nimmt der Klub Platz zwei hinter dem FC Bayern ein. Mit drei Meistertiteln, fünf Pokalsiegen und einem Europacupgewinn hat Werder in den letzten drei Jahrzehnten den deutschen Fußball mitgeprägt. Auch unter den erfolgreichen Trainer-Manager-Duos Otto Rehhagel und Willi Lemke sowie Thomas Schaaf und Klaus Allofs geschah das mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln. Werder Bremen war nie ein Klub der großen Stars, sondern ein Klub der Spielkultur.

„In der Bundesliga setzte Werder Bremen im neuen Jahrtausend die ersten Maßstäbe, wie schneller, moderner Fußball aussehen könnte“, schreibt Tobias Escher in seiner Taktikanalyse „Vom Libero zur Doppel-Sechs“. In einer Zeit, in der andere Vereine Mühe hatten, der Idee der Raumdeckung zu folgen, und Pressing als neumodischer Schnickschnack galt, orientierte sich Schaaf am One-Touch-Fußball des in England dominierenden Arsenal FC. Von 1999 bis 2004, dem Jahr des Doublegewinns mit

1
8

Vordenker – Thomas Schaaf und Klaus Allofs prägten eine Ära



Imago Images

Kapitän Frank Baumann, Mittelfeldstrategie Johan Micoud und Stürmer Ailton, verfünfachten sich die Mitgliederzahlen des Vereins auf 15.000. 2009, nachdem fünfmal hintereinander die Qualifikation für die Champions League gelungen war und der DFB-Pokal nach Bremen ging, vermeldete Werder 34.047 Mitglieder. Nie zuvor hatte sich leichter behaupten lassen: Werder ist Bremen, und Bremen ist Werder.

ENDE EINER ÄRA

Dass die beiden Vordenker der letzten erfolgreichen Ära in der Werder-Geschichte, Schaaf und Allofs, im Sommer 2011 vereinsinterne Streitigkeiten öffentlich machten, störte den Bremer Stolz. Die Ursache ihrer Auseinandersetzung mit Aufsichtsratschef Willi Lemke verwunderte hingegen wenig: Es ging, wieder einmal, ums Geld. Nachdem der Klub die Vorsaison auf dem 13. Platz abgeschlossen hatte, gab Schaaf bekannt, er werde nicht mehr die Verantwortung für schlechte Leistungen übernehmen, solange seine Warnung vor Personalnotständen ungehört bleibe. Dringend müsse ein weiterer Innenverteidiger her. „Die Kassen sind leer“, erwiderte Lemke. Als Werder zehn Tage später in der ersten Runde des DFB-Pokals gegen den Zweitligisten FC Heidenheim ausschied, blockierten einige der mitgereisten Fans den Mannschaftsbus. „Wir haben die Schnauze voll!“, skandierten sie und: „Allofs raus!“

Allofs kümmerte sich fortan stärker um finanzielle. Ein Jahr später war ein neuer Trikotsponsor gefunden. Den niedersächsischen Geflügelfabrikanten Wiesenhof präsentierte Werder als Partner aus der Region. Zu den laufenden Ermittlungen gegen das Unternehmen wegen des Verdachts auf Tierquälerei, Lohndumping und Subventionsbetrug schwieg die Vereinsführung. Die Anhängerschaft war gespalten: Wer um Titel mitspielen wolle, benötige endlich ein größeres Budget, sagten die einen. Werder verspiele Anstand und Moral, meinten die anderen. Zu diesem Zeitpunkt hatten langjährige Stützen wie Stürmer Claudio Pizarro, Innenverteidiger Naldo und Tormann Tim Wiese den Verein bereits verlassen. Als im November 2012 auch noch Allofs zum VfL Wolfsburg wechselte, ahnten viele Bremer: Manches lässt sich nicht reparieren. Manches braucht Zeit.

NEUES SELBSTBEWUSSTSEIN

Sechs Jahre später, am 19. Dezember 2018, tritt Werder am vorletzten Spieltag der Hinrunde zu Hause gegen die TSG Hoffenheim an. Es ist ein Mittwoch, Anpfiff ist um 20.30 Uhr. Die Vorhut des Bremer Weihnachtsmarkts hat sich in sechs Ständen vor dem Hauptbahnhof formiert. Der Glühwein dampft aus den Kesseln, es riecht nach Kartoffelpuffern, gebrannten Mandeln und Schmalzkuchen. Ein Drehorgelspieler lässt eine gemütlich getaktete Version der „Stillen Nacht“ erklingen. Am Bahnhofsgebäude aus rotem Backstein erzittert der mehr als zwei Meter lange Minutenzeiger der Uhr kurz, bevor er auf seiner nächsten Position zum Stillstand kommt.

Seit dem späten Nachmittag treffen Werder-Anhänger aus dem niedersächsischen Umland, dem Ballungsraum Hamburg und den nördlichen Teilen Nordrhein-Westfalens am Bahnhof ein. Ihr Klub steht am 16. Spieltag auf dem neunten Tabellenplatz. Seit 2010 ist keine Qualifikation für einen europäischen Wettbewerb mehr gelungen, 2016 wäre Werder fast abgestiegen. Die vergangene Saison hat die Mannschaft als Elfter beendet. Alles beim Alten also, behaupten die Zahlen. Alles neu, sagen die Fans. Dank Trainer Florian Kohfeldt.

Eine Liebesbeziehung, die zögerlich begann. Kohfeldt, aufgewachsen im 15 Kilometer entfernten Delmenhorst und ab 2006 Trainer verschiedener Werder-Nachwuchsteams, galt im Oktober 2017 als Interimslösung. Zweimal hintereinander hatte Frank Baumann, inzwischen Sportdirektor, ein Trainertalent aus den eigenen Reihen an der Aufgabe scheitern sehen. Nach der Trennung von Thomas Schaaf im Mai 2013 und anderthalb teils dramatischen Jahren unter Robin Dutt versuchte Werder es zuerst mit Viktor Skripnik und dann mit Alexander Nouri. Der 35-jährige Kohfeldt übernahm eine Mannschaft, die nach zehn Spieltagen mit fünf Punkten auf dem vorletzten Tabellenplatz stand. Er setzte auf eine offensive Grundausrichtung und ließ mauern, wenn es nötig war. Dass bis zum Ende der Saison kein Spiel im Weserstadion verloren ging, förderte das Selbstbewusstsein von Mannschaft und Fans. Im Sommer 2018 gab Baumann einen Europacupstartplatz als Saisonziel aus. „Werder hat sich mit dieser Ansage nicht lächerlich gemacht“, sagt Julia Friedrichs, Autorin der „Gebrauchsanweisung für Werder Bremen“. „Das ist ein sehr gutes Zeichen.“ ▷



Speckflagge –
Werder trat Anfang
der 1970er Jahre
in Rot-Weiß an

Die Saison hat vielversprechend begonnen. Zweimal hat sich Werder im Herbst 2018 bis auf Platz drei vorgekämpft. Als Gründe für diese Entwicklung nannte der *Spiegel* im September das zentrale Mittelfeld aus Nuri Sahin, Davy Klaassen und Maximilian Eggstein, den stärksten Kader seit Jahren und einen der besten Trainer der Bundesliga. Unter Kohfeldt werde in Bremen wieder Fußball gespielt, hört man auch von einer Glühweinrunde vor dem Bahnhof. An einem der Stände baumeln grün-weiß verzierte Lebkuchenherzen mit den Aufschriften „Ich bin ein Werder-Fan“ und „Mein Herz schlägt für Werder Bremen“. Die Stadt ist wieder stolz auf ihren Verein.

STILIDOLE UND STILSÜNDER

Vom Bahnhof aus lässt sich das Weser-Stadion in rund 40 Minuten zu Fuß erreichen. Der Weg dorthin führt durch die betonlastige Bahnhofsvorstadt, in deren Lokalen Werder noch in den 1970er Jahren vor gemusterten Wandteppichen seine neuen Trainer der Presse präsentierte. In der Bahnhofstraße hat Farshad Morilotfi 2005 seine Geschäftsräume bezogen. „Werder-Friseur“ nennt er sich in den sozialen Netzwerken. Die Scheiben seines Salons sind mit grünen Folien beklebt, innen hängen unterschriebene Fußballschuhe und Trikots von der Decke. Morilotfis Geschäftsmodell ist gewitzt: Zuerst entwickelt er gemeinsam mit seinen Kunden aus Werders Mannschaft einen ungewöhnlichen Haarschnitt, hinterher verkauft er diesen günstig an Fans. Die Frisuren der Eggstein-Brüder Maximilian und Johannes sind derzeit um 22 Euro zu haben.

Ein anderer Stammgast hat Morilotfi einigen Ärger beschert. Marko Arnautovic, Ersatzstürmer ab 2010 und Namensgeber eines 20-Euro-Irokesenschnitts, schmückte im April 2013 als überlebensgroßer Sticker die Fenster des Salons. Während sich Werder im Abstiegskampf befand, gerieten Arnautovic und Teamkollege Eljero Elia um drei Uhr früh in eine Polizeikontrolle. Der Verein suspendierte beide, in der Nacht warfen Fans die Scheiben von Morilotfis Salon ein. Im Rückblick bewies nicht nur der Friseur mit seiner Außenwerbung schlechtes Timing, auch Arnautovic war zu einem ungünstigen Zeitpunkt zu Werder gekommen. Seinem Ruf, mit weniger umgänglichen Persönlichkeiten wie den Spielmachern Micoud und Diego zurechtzukommen, konnte der Verein damals nicht gerecht werden.

ROT-WEISSE MILLIONENELF

Hinter dem Bahnhofsviertel führt der Weg zum Stadion über den Herdentorsteinweg und Bremens Wallanlagen, eine zackenförmige Stadtbefestigung, die Anfang des 19. Jahrhunderts zur öffentlichen Parkanlage umgestaltet wurde. Im Sommer gibt die Brücke den Blick auf bunt bepflanzte Beete frei, heute fallen vor allem die Flügel der Windmühle am Ufer des Stadtgrabens ins Auge. Ihre Farben sind die der bremischen Staatsfahne, der sogenannten Speckflagge: Rot und Weiß. Dass Werder einmal in Dressen der gleichen Farbgebung und mit der Aufschrift „Bremen“ gespielt haben soll, ist für junge Fans schwer vorstellbar. Outfit und Name waren 1971 Zugeständnisse an Geldgeber aus der ansässigen Industrie. Eine Million Mark hatten vier Funktionäre des chronisch verschuldeten Vereins locker gemacht, unter ihnen der spätere Präsident Klaus-Dieter Fischer. Der Plan: Im letzten Jahr vor der Freigabe der Ablösesummen für Lizenzspieler wollte Werder Stars verpflichten, um diese viel teurer weiterzuverkaufen. Herbert Laumen und Peter Dietrich kamen aus Mönchengladbach, und sogar die Verpflichtung von Günter Netzer für die „Millionenelf“ stand im Raum. „Eine Preistreiberei, die an Wahnsinn grenzt“, nannte das Hertha-Trainer Helmut Kronsbein. Der Plan scheiterte, die Bremer entließen in dieser Saison vier Trainer und wurde Elfter.

Werders Ausflug ins Geschäft der Spekulation blieb eine Ausnahme, am Wettbewerb um Stars beteiligte sich der Verein in seiner Geschichte nur selten. Als typischer Bremer Weg etablierte sich unter Allofs vielmehr die Praxis, günstig ein- und teuer zu verkaufen: 2009 zahlte Juventus für Diego 27 Millionen Euro. Für Mesut Özil, der um fünf Millionen von Schalke gekommen war, erhielt Werder 2010 von Real Madrid 18 Millionen. Und so bekommt es dem Verein besser, wenn er aus der Not eine Tugend macht. „Werder ist bescheiden und bodenständig“, sagt Julia Friedrichs.

FAMILIENANGELEGENHEITEN

Ein bronzener Schweinehirt mit Teilen seiner Herde markiert den Beginn der Fußgängerzone. Die Sögestraße – nach dem plattdeutschen Wort für Sau – führt an Modeketten und einer Karstadt-Filiale vorbei bis zur Obernstraße. Wer sie am Vormittag des 6. Juni 1993 hinaufging, konnte sich der Feierlaune der Menschentrauben, die Richtung Marktplatz zogen, schwer entziehen. Werder hatte den Bayern am vorletzten Spieltag die Tabellenführung abgenommen und sie schließlich mit einem Sieg in Stuttgart verteidigt: Meister! Der Titel wurde wie alle, die ihm folgen sollten, auf dem Rathausbalkon gefeiert. Vom roten Renaissancebau mit dem grünen Dach, Sitz des seit 1945 sozialdemokratisch dominierten Senats, bis zum Ende des Marktplatzes und in die Seitengassen hinein ergießt sich dann stundenlang ein Meer aus singenden Fans, die einander mit Bier zuprosten, Matjesbrötchen essen und ihr Glück kaum fassen können.

Im Jahr 1993 hieß ihr Idol „König Otto“ Rehhagel. 17 Jahre zuvor hatte er Werder vor dem Abstieg bewahrt, im Frühjahr 1981 war er zurückgekehrt, um schnoddrige Sprüche zu klopfen und Titel zu holen. Zweitligastürmer Rudi Völler und Innenverteidiger Rune Bratseth hatten sich unter seiner Führung zur Weltklasse entwickelt. „Rehhagel machte nicht einfach das, was in Mode ist, sondern oft das überraschend Richtige“, schreibt Christoph Biermann in „Die Fußball-Matrix“. Der 33-jährige Stürmer Klaus Allofs kam 1990 als Nachfolger von Manfred Burgsmüller nach Bremen. Zwei Jahre später folgte um die damalige Rekordsumme von umgerechnet drei Millionen Euro der Zehner Andreas Herzog.

Gemeinsam mit seiner Frau Beate, die ihn zu Transfergesprächen und Kabinenanfragen begleitete, begründete Rehhagel den Mythos der Werder-Familie. „Rehhagel trennt die Welt streng in ein Drinnen und Draußen. Drinnen sind die Spieler und ihr Trainer, der sie unerbittlich schützt, wenn sie ihm folgen. Draußen sind Medien, Funktionäre und sonstige Störenfriede, die nur darauf lauern, denen drinnen ihren Zusammenhalt und damit Erfolg kaputt zu machen“, schreibt Biermann. Uli Borowka, der gemeinsam mit Bratseth Werders gefürchtete Innenverteidigung bildete, erinnert sich in seiner Autobiografie an Rehhagels paternalistischen Führungsstil. „„Meine Herren“, sagte Otto immer nach erfolgreichen Spielen, wenn unsere Torjäger von den Journalisten hofiert worden waren, während wir Abwehrspieler unter den Fernsehkabeln durchkrabbeln mussten. „Glauben Sie ja nicht, dass ich nicht sehe, wer heute die Drecksarbeit gemacht hat! Denken Sie immer daran: Ich habe Sie alle lieb.“ ▷

ZEIT DER WUNDER

Als Rehagel am 6. Juni im Anzug und mit geblümter Krawatte die Meisterschale in den bewölkten Himmel hob, tobte die Menge. Mittendrin der fünfeinhalb Meter hohe, steinerne Roland, Bremens 1404 errichtete Freiheitsstatue. Wer an einem der spitzen Knieaufsätze seiner Rüstung reibt, so will es der Brauch, kehrt mit Sicherheit in die Stadt zurück. Berührungen verlangt auch das eigentliche Wahrzeichen Bremens an der nördlichen Stirnseite des Rathauses. Die Bronzeplastik der Bremer Stadtmusikanten, Protagonisten eines Märchens der Brüder Grimm, soll, wenn man sich an die Vorderhufe des Esels hält, Wünsche erfüllen können.

Eine Frage des Glaubens also. Lange bevor die Beschäftigung von Mentaltrainern bei Fußballklubs Usus wurde, setzte Werder vor wichtigen Spielen auf außersportlichen Beistand. Günter Abramzik, Prediger im protestantischen Bremer Dom zwischen 1958 und 1992, wurde in seinen letzten Dienstjahren laut Presse zu „Werders Mann fürs Geistliche“. Abramzik reiste immer wieder zu Auswärtsspielen mit, führte aufbauende Gespräche mit Spielern und verkündete Erkenntnisse aus dem Neuen Testament und der persönlichen Erfahrung. Den unbedingten Glauben an die eigene Stärke wollte hingegen Rehagel seiner Mannschaft vermitteln. Im November 1987 gelang Werder so, was als erstes „Wunder von der Weser“ in die Geschichtsschreibung des Vereins einging: Nach einer 1:4-Niederlage im Hinspiel gegen Spartak Moskau zog der Klub durch ein 6:2 nach Verlängerung ins UEFA-Cup-Achtelfinale ein. Wunder Nummer zwei: Im Dezember 1993 besiegte Rehagels Mannschaft in der Champions League den RSC Anderlecht trotz eines 0:3-Pausenrückstands. Innerhalb von 24 Minuten gelangen den Bremern fünf Tore. Schon vor dem Viertelfinalrückspiel im Europacup der Cupsieger gegen Galatasaray im März 1992 hatte Abramzik die Devise ausgegeben: „Nach einem Tief kommt meist dann ein Hoch, wenn keiner damit rechnet.“ Keine zwei Monate später holte Werder seinen ersten internationalen Titel. „Jetzt betritt Otto Rehagel deutschen Boden“, sagte ZDF-Reporter Rolf Töpferwien andächtig, als die Mannschaft am späten Abend

„Oh, wie wär das schön!“ – Die Bremer Fans singen im Konjunktiv



des 6. Mai 1992 am Bremer Flughafen gelandet war. Im Europacupfinale in Lissabon hatte Werder die von Arsene Wenger trainierte AS Monaco durch Tore von Allofs und Wynton Rufer 2:0 besiegt.

SÜSSE LAST

Dass Werder noch einmal um einen bedeutenden Titel mitspielen könnte, traut man sich in Bremen nur vereinzelt wieder zu hoffen. *Weser-Kurier*-Redakteur Olaf Dorow schreibt im Jubiläumsband „120 Jahre Werder“: „Die Sehnsucht des Umfelds nach der Wiederkehr des Erfolgs, nach einer guten alten Zeit, sie wird oft als Fluch von Traditionsvereinen beschrieben. Als Last. Vielleicht trägt diese Sehnsucht Werder aber mehr, als dass sie Werder belastet.“

Im Gegensatz zu anderen alten Größen der Bundesliga wie Eintracht Frankfurt, dem 1. FC Köln und dem Nordrivalen HSV spielt Werder seit 1981 durchgängig in der Liga. „Als der Verein in der Saison 2016 vor dem Abstieg stand, sind die Straßenbahnen mit der Aufschrift ‚Werder muss in der Bundesliga bleiben‘ herumgefahren“, erinnert sich Sozialpsychologe Vinnai. „Damit wurde kommuniziert: Wenn alle Fans hinter Werder stehen, kann nichts passieren.“ Vinnai schüttelt den Kopf. „Als ob sie selbst spielen würden.“ Werders Fans gingen in ihrer Rolle auf. Zu den letzten drei Heimspielen der Saison empfingen tausende den Mannschaftsbus mit grün-weißen Herzballons und nannten sich „Green-White Wonderwall“. Kapitän Clemens Fritz zeigte sich vor der entscheidenden letzten Partie gegen die Frankfurter Eintracht trotz der starken Form der Gäste zuversichtlich: „Hinter uns steht auch noch die ganze Stadt.“ Werder gewann 1:0 und blieb erstklassig. „Das ist unsere Stärke“, hatte Präsident Fischer schon zwei Jahre zuvor bei der Mitgliederversammlung gerufen, „dass wir gerade dann, wenn es so aussieht, dass Werder Bremen am Arsch der Welt ist, dass wir dann zusammenhalten.“

IN BREMEN FLIESST EIN STETER STROM

Eine grün-weiße Wand hat sich an diesem Vorweihnachtsabend 2018 an einem der Knotenpunkte des öffentlichen Stadtverkehrs, der Domsheide, aufgestellt. Es ist kurz vor sieben. Im Zwei- bis Drei-Minuten-Takt fahren überfüllte Straßenbahnen über den Ostertorsteinweg ins sogenannte Viertel. Werders linke Fanszene schwört sich in und vor den Kneipen des alternativen Stadtteils auf Heimspiele ein. Zwischen typischen Altbremer Häusern, Gebäuden mit klassizistischen, historistischen und Jugendstilfronten, ziehen Hauben, Schals und Trikots hindurch. Auffällig leise bewegt sich der Tross zum Osterdeich.

„Und immer, wenn ich an der Weser steh', den grünen Deich und weißen Nebel seh', fängt mein Herz an aufzugeh'n, und ich weiß, dass ich zu Hause bin“, singt der Hamburger Musiker Jan Delay in seiner Hymne „Grün-Weiße Liebe“ vom August 2018. Auf eben diese Weser, die in die Nordsee mündet und Bremens jahrhundertlanges Handelsschwergewicht begründete, verweist der Name des Vereins: Einige Kaufmannschüler hatten auf einer Halbinsel im Fluss, die eigentlich Kühen zum Grasens vorbehalten war, mit dem Kicken begonnen, und nannten sich ab 1899 nach diesem Austragungsort FV Werder.

An diesem Abend erstrahlt das Weserstadion, in einem Bogen des Flusses in der Pauliner Marsch gelegen, unter seinen vier Flutlichtmasten. „Liebe Werder-Fans, es ist so weit“, kündigt Stadionsprecher Arnd Zeigler in der 86. Minute an, woraufhin sich alle Tribünen erheben. Claudio Pizarro, der 1999 in Bremen begann und viermal zurückkehrte, wird eingewechselt. Heute kann der 40-Jährige nichts mehr bewegen: Das Spiel endet 1:1. Als der linke Flügelspieler Milot Rashica in der Schlussphase seine dritte Großchance vergibt, geht ein kollektives Raunen durchs Stadion. Werders Gratwanderung zwischen zu niedrigen Erwartungen und drohenden Enttäuschungen drückt die Ostkurve in einem Konjunktiv aus. Aus dem Fangesang „Oh, wie ist das schön!“ ist „Oh, wie wär das schön!“ geworden. „Man hat in Bremen ein Gefühl dafür, wie es ist, mit Kleinerem zufrieden zu sein“, sagt Julia Friedrichs.

Ansätze für Größeres sind vorhanden. Werders Spielmacher Max Kruse ist der Mann mit den meisten Ballkontakten im Spiel. Im Sommer 2016 ist er als geschasster Nationalspieler zum Verein gekommen. An Kruse, Hobbypokerspieler und Besitzer eines Autorennstalls, hat Werder seine alte Tugend zelebriert, Eigenwilligkeiten seiner Spieler zu akzeptieren und so ihren Fokus auf den Platz zu lenken. Kruse hat sich bei Werder zu jemandem entwickelt, der im Alleingang eine Partie entscheiden kann. ▷

Auch der große Auftritt seines ältesten Mannschaftskollegen wird kommen: „Ein Hauch von Unsterblichkeit weht durch die Stadien, wenn ein Spieler mit der Erfahrung Pizarros den Rasen betritt“, schreibt die *Süddeutsche* im Februar 2019. Pizarro hat gerade in Dortmund zwei Tore geschossen: den Ausgleich zum vorübergehenden 2:2 und den ersten Treffer im Elfmeterschießen. Der Sieg beim BVB im Achtelfinale des DFB-Pokals lässt eine weitere Tradition aufleben. Werder, sagt man, ist Spektakel. Die Fangemeinde will unterhalten werden.

BEKENNTNIS ZUM SPEKTAKEL

Verursacher dieser Erwartung und designerter Garant ihrer Erfüllung ist Thomas Schaaf. Am 1. Juli 2018 hat der frühere Meistertrainer den neu geschaffenen Posten des Technischen Direktors angetreten. Er werde die Trainings- und Spielphilosophie weiterentwickeln und ihre Umsetzung insbesondere in den Nachwuchsmannschaften kontrollieren, erklärten Baumann und er in einer Pressekonferenz. „Unser Ziel ist eine nachhaltige Kaderentwicklung“, sagt Schaaf dem *ballesterer*. „In der Nachwuchsarbeit ist es für uns weniger wichtig, Titel zu holen, als Spieler auszubilden.“ So schnell, wie es geht, und so lange, wie es braucht, sei dabei die Maxime.

Vier Jahre benötigte Schaaf, um mit einer Mannschaft, die sich im Tabellenmittelfeld eingerichtet hatte, 2004 das Double zu holen. Entscheidend waren dafür seine Taktik und das Spielsystem. Das 4-3-1-2, die Werder-Raute mit einem Sechser in der Tiefe, einem kreativen Zehner in der Spitze und zwei Außenspielern dazwischen, sollte der Sicherung des Zentrums dienen. Schaaf ließ seine Außenverteidiger vorlaufen und trainierte das Umschaltspiel. „Bremen konterte die Gegner aus, spielte unheimlich schnell und direkt in die Spitze. Zwischen Ballgewinn und Torschuss sollte möglichst wenig Zeit vergehen“, schreibt Taktikexperte Tobias Escher.

Schaaf selbst sagt heute: „Wir wollen Kombinationsfußball spielen, jeder soll am Spiel teilnehmen. Wenn man eine Mannschaft von Werder Bremen sieht, soll man sie an ihrem Stil erkennen, nicht allein am Trikot.“ Für Schaaf ist selbstverständlich, dass sich eine Werder-Identität auch außerhalb des Spiels zeigt. Eine Passage im Ehrenkodex des Vereins, der für Mitarbeiter, Spieler und Eltern von Spielern gleichermaßen gilt, lautet:

2
4 Richtungsweisend –
Claudio Pizarro und
Max Kruse gehen
getrennte Wege



Imago Images

„Ich bedenke immer, wie mein Handeln das Ansehen des Vereins beeinflussen kann, und dass ich ein/-e Botschafter/-in vom SV Werder Bremen und des Sports bin.“

Jeder solle für sich begreifen, für welche Werte Werder stehe, sagt Schaaf. Auf die Frage danach, welche das nun seien, seufzt er. „Wir wollen anfassbar sein und uns nicht abschirmen. Wir wollen anderen gegenüber Respekt, Anstand und Toleranz zeigen“, sagt er dann. „Normal eben.“

FAST WIE FRÜHER

Dass Werders Cheftrainer Kohfeldt schon lange ein Mitglied der Werder-Familie ist, macht ihn zum Teil dieser Normalität. Im März 2019 wird er vom Deutschen Fußball-Bund als Trainer des Jahres 2018 ausgezeichnet. Werder steht nach einem Auswärtssieg in Leverkusen auf dem achten Tabellenplatz und im Viertelfinale des DFB-Pokals. Dort setzt sich die Mannschaft im April mit einem 2:0 auf Schalke durch. Im Halbfinale empfängt der Verein den historischen Rivalen Bayern München. 20.45 Uhr, Weserstadion, Flutlichtspiel. Es ist beinahe wie früher, auch für die Bayern. „Wenn in Bremen das Licht angeht, wird es sehr schwer“, sagt Trainer Niko Kovac. Das entscheidende Tor zum 3:2 für die Gäste fällt in der 80. Minute aus einem umstrittenen Elfmeter. In der Liga schrammt Werder mit dem achten Tabellenplatz knapp an einem Europacupplatz vorbei.

Besserung scheint greifbar – im Verein und in der Stadt. Die Schuldenuhr hinter dem Bremer Dom läuft seit Mitte Mai zum ersten Mal seit ihrer Installation im Jahr 2006 rückwärts. Von derzeit 21,6 Milliarden Euro Schulden will Bremen in diesem Jahr 28,6 Millionen tilgen. Im Sekundentakt verringert sich der rot leuchtende Betrag auf der elfstelligen Digitalanzeige um 91 Cent. Wenn es bei dem Tempo bleibe, rechnete das Regionalfernsehen vor, wäre Bremen in 750 Jahren schuldenfrei. So schnell, wie es geht, und so lange, wie es braucht. Dass sich Bremen müht, mit der Zeit zu gehen, zeigt sich auch am Hauptbahnhof: Die defekten Uhren auf den Straßenbahnsteigen sind durch digitale Modelle ersetzt worden.

Als Kapitän Kruse im Sommer seine Vertragsverlängerung von einer Gehaltserhöhung abhängig macht, gibt ihm Baumann zu verstehen, dass die Kassen leer seien. Der Verein lässt Kruse zu Fenerbahce ziehen. Werders letzter Geschäftsbericht weist ein Eigenkapital von 13,5 Millionen Euro aus, während Bayern das 33-fache verzeichnet. „Mit unseren Möglichkeiten Achter zu werden und 53 Punkte zu holen, ist eigentlich eine Sensation“, sagt Kohfeldt Ende Juli im bayerischen Trainingslager. Die Einschätzung folgt der gewohnten Bremer Dafür-dass-Rhetorik: Dafür, dass man schon immer weniger Geld als die Konkurrenz gehabt habe, dafür, dass Werders Kaderwert einen Bruchteil von dem der Klubs auf den vorderen Tabellenplätzen ausmache – dafür mache man seine Sache doch ordentlich. Kohfeldt, der seinen Vertrag bis 2023 verlängert hat, legt aber nach: Das eigentliche Ziel sei, dass es niemand mehr für eine Sensation halte, wenn Werder wieder in Europa spiele. Dass Wunder wieder zum Normalfall werden, ließe sich ergänzen. „Letztes Jahr“, sagt Kohfeldt, „war erst der Anfang.“ ○

Namenstreit

„Es stellt sich die Frage, wie eine Immobilienfirma, die in Werbespots mit einer fiktiven Kleinstadtidylle wirbt, in der ausschließlich weiße Menschen leben, zum antirassistischen Engagement des SV Werder passt.“ So lautet einer der Kernsätze der Anfang Juni ausgeschickten Erklärung von sieben Bremer Ultragruppen. Die Autoren werfen der Vereinsführung neben Doppelmoral intransparentes und unehrliches Handeln im Zuge der jüngsten Sponsorensuche vor.

Über die Presse hatten die Werder-Fans Ende Mai erfahren, dass das Weserstadion ab Juli offiziell den Beinamen Wohninvest tragen werde. Sportdirektor Frank Baumann hatte noch im November 2018 über eine mögliche Stadionumbenennung gesagt: „Geld spielt nicht die entscheidende Rolle. Die Marke muss zu unserer Philosophie passen.“ Ein Anspruch, den die Ultras ihrem Verein ins Gedächtnis rufen wollten. Zumal es nicht das erste Mal ist, dass Werder die Namensrechte am Weserstadion an einen Konzern verkauft hat. Bis 2018 zahlte der Energieversorger EWE aus dem nahegelegenen Oldenburg dafür jährlich drei Millionen Euro – ohne allerdings von der Möglichkeit einer Umbenennung Gebrauch zu machen. Der Betrag entspricht der Jahresrate, die zur Tilgung der Schulden aus dem 2011 abgeschlossenen Stadionumbau vorgeschrieben ist. Als der Vertrag zwischen EWE und der Bremer Weserstadion GmbH, die zur Hälfte der Stadt und zur Hälfte Werder gehört, nach zehn Jahren auslief, erhofften sich die Fans einen ähnlichen neuen Deal.

Teilweise erfüllt die Wohninvest Holding aus dem baden-württembergischen Fellbach die Anforderungen: Der Vertrag läuft über zehn Jahre und hat ein Gesamtvolumen von 30 Millionen Euro. Die Immobilienfirma will aber nicht nur ihren Schriftzug am Stadion sehen, sondern bringt noch eine Imagehypothek mit. Anfang August berichtete die *Stuttgarter Zeitung* über Ermittlungen der Staatsanwaltschaft wegen unrechtmäßiger Immobilienverkäufe, in die Wohninvest verwickelt sei.

Der Demonstration von etwa 600 Fans am Pfingstmontag, die hinter einem Banner mit der Aufschrift „Für immer Weserstadion“ durch die Bremer Innenstadt zog, hielt Werder Pragmatismus entgegen. Die Schulden in Höhe von 73 Millionen Euro seien bis 2051 abzutragen. An den alternativen Finanzierungsideen der Fans, die etwa Karten für ein fiktives Spiel verkaufen wollten, bemängelte der Verein ihre Kurzfristigkeit. „Am Ende steht die Einsicht“, schreiben die Werder-Ultras in ihrer Stellungnahme, „dass wir Fans mit unseren Belangen wohl das kleinste Zünglein an der Waage sind.“ (Mareike Boysen)

„Lieber 3:3 als 0:0“

Interview: Mareike Boysen

Als Spieler war Klaus Allofs Abstauber und Trickser, als Manager setzte er auf schnelles Umschalten. Mit Werder Bremen war er in beiden Rollen erfolgreich. Allofs spricht im Interview über Geldsorgen, vermeintliche Problemspieler und eine Offensive ohne Alternative.



Klaus Allofs (62) spielte als Stürmer für Fortuna Düsseldorf, den 1. FC Köln, Olympique Marseille, Girondins Bordeaux und Werder Bremen. Mit Deutschland wurde er 1980 Europameister. 1999 begann er als Sportdirektor bei Werder Bremen und verhalf dem Verein bis 2012 zu zwei Siegen im DFB-Pokal und einem Meistertitel. Zuletzt war er beim VfL Wolfsburg tätig.

Für Sie, Klaus, ist bei uns immer ein Stuhl frei“, sagte Werder-Trainer Otto Rehhagel seinem scheidenden Mittelstürmer Allofs am 5. Juni 1993. Die Bremer hatten dem FC Bayern in der Runde zuvor die Tabellenführung abgenommen und sich schließlich mit einem 3:0 über den VfB Stuttgart den Meistertitel gesichert. In der 82. Minute ersetzte Rehhagel Jungstar Andreas Herzog durch den 36-jährigen Allofs. Der nahm die Abschiedsgesten seines Trainers ernst und kehrte 1999 als Sportdirektor an die Weser zurück. Gemeinsam mit seinem früheren Mitspieler Thomas Schaaf, der inzwischen den Trainerposten übernommen hatte, führte er den Klub 2004 zum Double und 2009 zum Pokalsieg sowie fünfmal hintereinander in die Champions League.

ballesterer: In der Saison 1989/90 sind Sie mit Girondins Bordeaux Vizemeister geworden und haben 14 Tore erzielt. Wie hat Otto Rehhagel Sie davon überzeugen können, ausgerechnet nach Bremen zu wechseln?

Klaus Allofs: Bordeaux hat mir zu einem Wechsel geraten, weil der Verein große wirtschaftliche Probleme hatte. Davon hörte Otto Rehhagel und rief mich an. Ich wollte eigentlich in Frankreich bleiben, doch Rehhagel hat, wie so oft, den richtigen Knopf gedrückt. Er sagte: „Wir haben eine super Mannschaft mit erfahrenen und jungen Spielern. Aber uns fehlt noch etwas, damit wir Titel holen können. Und ich glaube, das bist du.“ Damit hatte er mich.

Sie waren 33 Jahre alt. Rehhagel war dafür bekannt, stärker auf Erfahrung als auf jugendliche Fitness zu setzen.

Er war in der Hinsicht vorurteilsfrei. Er hat gewusst, dass eine Saison lang ist und das Zusammenleben der Spieler von großer Bedeutung für den Erfolg ist. Rehhagel hat sich nicht von Moden leiten lassen, sondern eine klare Vorstellung davon gehabt, was ein Spieler mitbringen muss. Wenn jemand seine Erwartungen erfüllt hat, war ihm egal, wie alt er war.

Was haben Sie damals, im Sommer 1990, mit Werder Bremen verbunden?

Ich habe Werder nur von den Auswärtsspielen aus meiner Bundesliga-Zeit gekannt. Ich hatte also das Stadion im Kopf und die Flutlichtspiele. Es war meist zugig und hat oft gegnet. Bei Werder war es immer schwer, etwas zu holen.

Sie haben als Spieler mit Werder die Meisterschaft, den Pokal und den Cup der Cupsieger gewonnen. In der ewigen Torschützenliste der Bundesliga liegen Sie mit 177 Treffern auf dem zehnten Platz. Wie wichtig sind Ihnen Titel?

Über die Qualität einer Mannschaft oder eines Spielers kann man immer geteilter Meinung sein, daher sind Titel der beste Gradmesser. Mit Werder Titel zu holen, war eine besondere Genugtuung, weil wir immer der Gegenspieler von Bayern München waren: David gegen Goliath.

Der Werder-Chronist Norbert Kuntze bezeichnet Sie als einen der elegantesten Bundesliga-Spieler aller Zeiten. Können Sie damit etwas anfangen?

Ich habe in Deutschland lange das Problem gehabt, dass man mir nachsagte, ich sei zu verspielt und nicht konstant genug. Als Mittelstürmer habe ich immer versucht, beides zu sein: ein Abstauber und jemand, der etwas wagt, vorbereitet, dribbelt und Hackentricks macht. In Frankreich hat mich diese Einstellung plötzlich zu jemand Besonderem gemacht. Die Leute haben meine Spielweise geliebt. Dort gibt es ja den Begriff der brotlosen Kunst nicht.

Haben Sie als Werder-Sportdirektor nach Spielern gesucht, die einen ähnlichen Stil wie Sie verkörpert haben?

Unterbewusst ganz sicher. Man hat eben eine Idee davon, wie Fußball gespielt werden soll. So bin ich vielleicht zu Spielern gekommen, die Eigenschaften mitgebracht haben, die ich selbst hatte oder gerne gehabt hätte. Bei Offensivspielern habe ich immer auf die Abwehrqualitäten geachtet, weil ich meine defensiven Aufgaben oft vernachlässigt habe.

Dabei war Werder in der Schaaf-Allofs-Ära für seine Abwehrschwäche bekannt.

Aber nicht, weil taktische Vorgaben nicht eingehalten worden wären, sondern wegen unserer Einstellung. Der Schwerpunkt lag auf dem offensiven Spiel. Wir waren

Eingespielte Meister-
macher – Trainer
Schaaf und Sport-
direktor Allofs



keine Stilidealisten, denen Ergebnisse egal sind. Im Zweifelsfall hätten wir aber lieber 3:3 als 0:0 gespielt. Thomas Schaaf und ich waren immer Verfechter dieses Zugangs. Wir konnten gar nicht anders.

Vor dem Double 2004 haben Sie, Thomas Schaafs typischem Understatement zum Trotz, öffentlich das Ziel formuliert, Meister zu werden. Was hat Sie so sicher gemacht?

In die Rolle bin ich ein wenig gedrängt worden. Damals ist ein Spieler zu uns gekommen, der in der Auflistung der gelungenen Einkäufe häufig gar nicht genannt wird: Ümit Davala. Vor seiner Vorstellung haben wir mit ihm nicht über die sportlichen Ziele gesprochen. Und dann saß er auf dem Podium und sagte: „Ich will Meister werden.“ Wir sind alle blass geworden. Das war der bis dahin deutlichste Ausdruck eines gewachsenen Selbstvertrauens der Spieler. Natürlich war Bayern der große Favorit, und wir wollten nicht als Träumer gelten. Durch die Entwicklung der Mannschaft und Leistungsexplosionen bei Ailton, Johan Micoud und Ivan Klasnic wurde die Meisterschaft zu einer realistischen Variante.

Der heutige Sportdirektor Frank Baumann hat zu Beginn der vergangenen Saison das Ziel eines Europacupplatzes ausgegeben und dies nach einigen verlorenen Spielen revidiert.

Es ist fatal, sich unrealistische Ziele zu stecken. Daran kann man zerbrechen. Genauso schlimm ist es, wenn man seiner Mannschaft zu wenig zutraut. Die richtige Motivation zu finden, ist immer eine Gratwanderung. Und ich spreche noch nicht einmal von dem, was nach außen dringt.

Motivationsarbeit fällt klassischerweise unter die Aufgaben des Trainerstabs. Wie hat die Arbeitsteilung mit Thomas Schaaf funktioniert?

Wir kannten uns gut, weil wir drei Jahre lang erfolgreich miteinander gespielt haben. So hatten wir in unseren neuen Rollen von Anfang an ein großes Vertrauen zueinander. Natürlich haben sich Aufgaben manchmal überlappt. Ich musste zum Beispiel Dinge sagen, die der Trainer schon zweimal gesagt hatte, damit es sich bei ihm nicht abnutzt. Das größte Plus in unserer Zusammenarbeit war, dass wir – meistens unausgesprochen – vermieden haben, uns in die Quere zu kommen, also die Autorität des anderen zu untergraben. Ich bin selbst ausgebildeter Trainer und glaube, ein Gefühl dafür zu haben, was Trainersache ist. Bei der Auswahl neuer Spieler waren wir uns zu Beginn oft nicht einig, haben am Ende aber jede Entscheidung gemeinsam getragen.

Sie haben neben Johan Micoud Spieler wie Claudio Pizarro, Miroslav Klose, Diego und Mesut Özil nach Bremen geholt. Wären diese Transfers in Zeiten professioneller Scoutingabteilungen noch denkbar?

Es bringt nichts, den Spieler mit den besten Anlagen zu verpflichten, wenn man ihn zum falschen Verein holt. Wir haben es fast immer geschafft, Neuzugänge gut zu integrieren und sie dabei zu unterstützen, sich zu verbessern. Das hat mit der Trainingsarbeit, den Mitspielern und einer positiven Atmosphäre zu tun. Wegen unserer begrenzten finanziellen Mittel haben wir uns an Spielern mit großem Potenzial orientiert, die bei ihren vorigen Vereinen die Erwartungen nicht erfüllt hatten. Das ist bei Johan Micoud der Fall gewesen, der sich in Frankreich als potenzieller Zidane-Nachfolger nicht durchgesetzt hat, und auch bei Diego, der beim FC Porto auf der Tribüne versauert ist. Bei Werder ist ihnen die Bedeutung gegeben worden, die sie gebraucht haben, um sich zu entfalten.

Warum hat das bei Marko Arnautovic 2010 nicht funktioniert?

Marko hat mit seinem Auftreten stark polarisiert, und Werder war zu dem Zeitpunkt nicht mehr der Klub, der Spielern über eine schwierige Phase hinweghelfen konnte. Wir hatten andere Probleme. Marko hat sich in einem Umfeld bewegt, das nicht leistungsförderlich war, und hat es nicht geschafft, sein immenses Können einzusetzen. Nach seinem Wechsel nach England hat er sich auch persönlich weiterentwickelt. Dass es in Bremen nicht geklappt hat, war schade, denn Marko war eigentlich ein typisches Beispiel für eine Werder-Verpflichtung.

2012 sind Sie nach Wolfsburg zum VW-Werksklub gegangen. Das haben Ihnen einige Fans übel genommen.

Ich hatte nach zwölf Jahren bei Werder das Gefühl, dass ich etwas Neues anfassen sollte. Wir waren an einem Punkt angelangt, an dem es an Dynamik fehlte. Wolfsburg hat mir ganz andere Möglichkeiten geboten, Strukturen zu entwickeln und eine Mannschaft zusammenzustellen. Bei Werder habe ich Kevin de Bruyne nur ausleihen können, beim VfL habe ich ihn verpflichtet. Dass ich mit meinem Wechsel einige Bremer verärgert habe, kann ich verstehen. Das ist aber inzwischen ausgestanden. Werder ist weiterhin mein Klub.

Ein Traditionsklub, der gerade für drei Millionen Euro jährlich die Namensrechte an seinem Stadion an eine Immobilienfirma verkauft hat. Hätte es das unter Ihnen gegeben?

Wir hatten die Namensrechte de facto an unseren Hauptsponsor EWE verkauft, waren nur in der glücklichen Situation, dass er davon keinen Gebrauch gemacht hat. Die wirtschaftliche Notwendigkeit hinter der Entscheidung zur Umbenennung kann ich also verstehen. Wir mussten damals den gleichen Kampf führen: Man will den alternativen Weg einschlagen und die Traditionen erhalten und weiß gleichzeitig, dass man sich den Bedingungen des Markts nicht verschließen kann. Ein Bundesliga-Klub braucht gewisse finanzielle Mittel, um Stammspieler zu halten und neue Spieler verpflichten zu können und letztlich den Erwartungen der Fans gerecht zu werden.

Die viel beschworene Werder-Familie wird gelobt, belächelt und als inzestuös kritisiert. Wie stehen Sie dazu?

Der Begriff ist übertrieben, denn in einer Familie gelten andere Gesetze. Ein Fußballklub muss leistungsorientiert sein. Ich halte es aber für einen Trumpf von Werder, dass man bei Personalentscheidungen oft auf Menschen zurückgreift, die eine Werder-Vergangenheit haben. Das darf nur nicht das einzige Kriterium sein. Man sollte auch immer wieder Menschen von außen dazu holen. Wenn man diesen Mix hinkommt, gibt es nichts Besseres.

Sie sind seit 2009 Werder-Ehrenmitglied. Wie oft sind Sie in Bremen?

Ich komme zu diversen Jubiläumsfeiern: Im Mai haben wir den zehnten Jahrestag des letzten Pokalsiegs gefeiert. 2017 hat sich der Gewinn des Europapokals der Pokalsieger zum 25. Mal geöhrt. So steht fast jedes Jahr ein Jubiläum an. Es wurde viel gewonnen damals. ○

Grüner Klub und rote Stadt

Text: Mareike Boysen

Aus der sportlichen Konkurrenz zwischen Werder Bremen und dem FC Bayern wurde in den 1980er und 1990er Jahren auch eine politische Fehde. Protagonisten waren der rote Manager Willi Lemke und sein schwarzes Gegenüber Uli Hoeneß.

Am Anfang einer der wichtigsten Auseinandersetzungen in der Geschichte der deutschen Bundesliga stand eine Blutgrätsche. Werder war am 23. November 1985 als Tabellenführer mit drei Punkten Vorsprung ins Münchner Olympiastadion gereist, wo die Mannschaft vom Tabellenzweiten empfangen wurde. Als Bayern-Libero Klaus Augenthaler beim Stand von 1:1 seinen Gegenspieler Rudi Völler erneut zum Konter über links ansetzen sah, trat er ihm beherzt von hinten in die Beine. Völler flog durch die Luft, wand sich auf dem Rasen und wurde schließlich vom Platz getragen. Die Diagnose: Adduktorenanriss im linken Oberschenkel. Das Spiel endete 3:1 für den FC Bayern, Völler fiel monatelang aus.

Was die Gäste schockierte, war weniger die Härte der Bayern-Abwehr, an die sich Völler und seine Kollegen längst gewöhnt hatten. „Wir fragen uns langsam, wie wir Rudi Völler überhaupt noch schützen können“, sagte etwa Trainer Otto Rehhagel. Frappant waren die Reaktionen der Funktionäre aus München, die weder Unbehagen noch Bedauern zu empfinden schienen. Trainer Udo Lattek erklärte den Journalisten: „Der Rudi ist nun einmal so schnell und auch gedanklich so beweglich, dass er mit regulären Mitteln nicht immer zu stoppen ist.“ Außerdem, stellte er fest, „spielen wir ja nicht Schach oder Tischtennis“.

Dass Manager Uli Hoeneß von einem normalen Foul sprach, beschrieb, so schien es den Bremern, das Selbstverständnis seines Vereins. In einem *Spiegel*-Interview, das mit „Warum gerade ich?“ betitelt war, sagte Völler einige Wochen später: „Wenn man so aggressiv und brutal spielen muss wie die Bayern gegen uns,

Besuch im Rathaus – Willi Lemke mit Mannschaft und Hut



um Deutscher Fußballmeister zu werden, dann verzichte ich lieber auf den Titel. Ich bin mir auch sicher, dass die Werder-Fans mehr Gefallen an einer Mannschaft haben, die vielleicht nur Zweiter oder Dritter wird, dafür aber anständig spielt.“

DIE ELLENBOGEN DES KLASSENPRIMUS

Die Auseinandersetzung über Anstand und Moral im Fußball fiel in die Kanzlerschaft des CDU-Politikers Helmut Kohl, der den Sozialdemokraten Helmut Schmidt abgelöst hatte. Fußballfeuilletonist Helmut Böttiger schreibt 1993 in „Kein Mann, kein Schuß, kein Tor“: „Werder avancierte zum Hoffnungsträger aller Wendegeschädigten, all jener, die in Kanzler Kohl auch einen ästhetischen Niedergang sahen und sich deswegen bereitwillig unter die Kandare des Fraktionsführers Rehagel und in die Parteidisziplin des ehemaligen Bremer SPD-Landesgeschäftsführers Willi Lemke, des Werder-Managers, nehmen ließen.“ Ähnlich sah es Hoeneß, selbst der CSU verbunden. Als Bayern am 22. April 1986 Meister wurde, ließ er seinen Gefühlen freien Lauf. Lemke sei ein Stimmungsmacher, sagte er, ein Agitator, „ganz schlimm und ganz links. Der muss lernen, dass er nicht bei der SPD ist, die an zweiter Stelle steht, aber hoffentlich noch lange da stehen wird.“ 2018 sagte Lemke: „Wir haben uns jahrelang gehauen wie die Kesselflicker.“

Die Versöhnung der beiden erfolgte 2015 nach Hoeneß' Haftentlassung.

Lemke, der inzwischen den Posten als UN-Sonderberater für Sport angenommen hatte, realisierte gemeinsam mit Hoeneß sogar einige gemeinnützige Projekte in afrikanischen Ländern. Als Hoeneß am Rande der Feierlichkeiten zu Lemkes 70. Geburtstag zu den früheren Streitigkeiten befragt wurde, sagte er: „Ich habe Fußball immer als Sport gesehen und nicht als Politik. Das war der Ansatz, der uns entzweit hat: dass er den Klassenkampf in den Fußball tragen wollte.“

Der Vorwurf wundert Lemke. „Ein Klassenkampf ist niemals meine Intention gewesen“, sagt er dem **ballesterer**. „Ich habe nur die brachiale Art kritisiert, mit der der Klassenprimus die Ellenbogen ausgefahren hat.“ Lemke bezweifelt die Möglichkeit eines fairen Wettbewerbs in der Bundesliga. „Immer, wenn es Geld gab, hat Bayern aufgezeigt und gesagt: ‚Wir müssen am meisten kriegen, weil wir am erfolgreichsten sind.‘ Jetzt hat Bayern die Meisterschaft abonniert.“

STADTGESPRÄCHE

Dass Werder und die SPD, seit 1945 regierende Partei in Bremen, ein Naheverhältnis pflegen, will Lemke nicht leugnen. Der langjährige Präsident Franz Böhmert besaß ein rotes Parteibuch, Gleiches gilt für seinen Nachfolger Klaus-Dieter Fischer und den heutigen Amtsinhaber Hubertus Hess-Grunewald. Werder sei aber nie ein sozialdemokratischer Verein gewesen, sondern ein sozialer Verein, sagt Lemke. „Mit Werder kann man sich leicht identifizieren, und das ist auch wichtig für die Stadt.“

Zwei Streitpunkte haben sich in der jüngeren Vergangenheit zwischen dem Verein und der Stadt ergeben: die Frage der Übernahme von erhöhten Polizeikosten bei sogenannten Hochsicherheitsspielen und die Finanzierung des geplanten Nachwuchsleistungszentrums. Zu beiden hat Lemke als ehemaliger Senator für Inneres und Sport eine klare Haltung. „Ich lehne es ab, dass Werder der einzige Verein in der Bundesliga ist, der von seiner Landesregierung dazu herangezogen wird, Polizeikosten zu tragen. Das ist eine Wettbewerbsverzerrung“, sagt er. „Was das Nachwuchsleistungszentrum angeht, kann ich angesichts der hohen Fernsehennahmen und der vollen Kassen in der Bundesliga eine Finanzsenatorin in einem Haushaltsnotlageland verstehen, die sagt: ‚Das müsst ihr schon selbst schaffen.‘ Dafür geht es der Stadt zu schlecht und dem Verein zu gut.“

Die Bremer SPD, so mutmaßte das Nachrichtenportal Business Insider im April, würde von einem Werder-Sieg im DFB-Pokal profitieren. Das Finale war für den Tag vor der Wahl im Stadtstaat angesetzt. Eine Sieges euphorie, so die Theorie, würde sich bei Teilen der Bevölkerung in einer Solidarisierung mit der regierenden Partei niederschlagen. „Wir haben viel darüber diskutiert“, sagt Lemke. „Vielleicht hätte ein Pokalsieg die CDU den einen Prozentpunkt gekostet, mit dem sie jetzt vorne lag.“

Die Theorie blieb nach dem Halbfinalaus ungetestet, doch dass SPD-Siege auch Werder-Siege sind, belegte Marco Bode, Lemkes Nachfolger als Aufsichtsratsvorsitzender und bis 2002 Linksaußen im Werder-Kader, schon 1998. Zur Ablösung der CDU-FDP-Regierung durch die rot-grüne Koalition unter Gerhard Schröder befragt, sagte er: „Wir haben gewonnen.“ ○